

VERONA

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Gedrud's Huckepack. Von E. v. Dindlage. — Geförte Freundschaft. Von C. Sohn jr. — Im Mann der Kinderträume. Von Billamaria. (Fortsetzung.) — Zwei Castilianerinnen. Von Elovera. — Morait. — Sentenzen-Aehrenlese. — Unsere Illustrationen. — Mode-Notizen (mit Abbildungen). — Kleines Präludium. Von S. Ehrlich. — Feine Küche. — Wirthschaftsplaudereten (mit Abbildung). — Schach. — Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 28. — Zweifelhige Charade. — Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 27 und des Rebus Seite 112. — Correspondenz. — Vier Rebus-Aufgaben. — Zur Frühjahrs-Saison. — Für Damen.

Gedrud's Huckepack.

Von E. v. Dindlage.

Wir sagen es natürlich nicht an fremde Leute, daß unser Herr Vicar Gedrud's Huckepack ist, unter einander sprechen wir auch nicht davon, denn wir wissen es ja lange genug, und Gedrud selbst nennt ihren geistlichen Sohn immer nur „Herr Ohm,“ wie es seinem Stande zukommt. Sonntag für Sonntag sitzt sie da in ihren schwarzen Kleidern, mit ihren starren grauen Haaren und ihrem gelbbraunen groben und sorglosen Gesichte und wundert sich, daß der Priester am Altare ihr Fleisch und Blut ist und grübelt, woher er denn so gar andächtig sei. Ihr Mann, Pötter Josef, seliger, der, so lange er sich nicht siech getrunken hatte, eine Kiepe mit irdenen Waare haustren trug, war nie fromm gewesen, sie selbst besorgte noch heute ihre ganze Landwirthschaft, Vieh und Acker, ganz allein, aber mit dem Beten konnte sie von klein auf nicht besonders gut fertig werden. Früher tröstete sie sich, man brauche für wenig Brot nicht viel zu beten, jetzt: „Mein Herr Ohm betet mich wol so mit durch!“

Sie legte zur Kirche allsonntäglich anderthalb Wegstunden zu Fuß zurück, aber nichts konnte sie bewegen, ihre Besingung zu verlassen und ins Dorf zu ziehen, denn sie war nun einmal ihre Freiheit gewohnt und wollte „ausspucken, wo es ihr beliebte!“ Die Freiheit ihres Besitzthums war ringsum fast so weit, als ihre noch scharfen braunen Augen über Moor und Haide blicken konnten; ein zweiter gepriesener Vorzug ihrer „Liegerei“ war der, daß sie in der Schürze den Dorf aus den Moorflühen heim tragen konnte, und ein dritter, daß es nichts versäglug, wenn sie ihren Kartoffelacker willkürlich verlängerte oder verbreiterte, denn die Grenzen ihres Reiches waren nie festgestellt. Irgend wer hatte sich dort



eines Tages in einem winzigen Häuschen festgesetzt und als er starb, war irgendwer anders eingezogen, zuletzt Pötter Josef. Wenn man es nicht erlebt hätte, daß Josef's und Gedrud's jüngster Sprößling zu solchen Ehren kommen konnte, man würde es nicht glauben. Von den drei ältesten Erben der Pötter-Leute war bis auf einen von ihnen längst keine Spur mehr, obwohl sie als mächtige und rausluftige Burschen heranwachsen. Einer ging als Matrose auf See verloren, einer wurde Koppelknecht und verscholl für viele Jahre in Belgien, der dritte wanderte aus und war auch längst vergessen. Huckepack wurde geboren, als seine Brüder schon seit geraumer Zeit das haufällige Heimathnest verlassen hatten. Alle Leute waren so erstaunt ob seiner überraschenden Erscheinung, daß die Kirche, gegen allen Brauch, sehr besucht war, als er eines Morgens nach der Frühmesse auf den Namen Amandus getauft wurde; die Frauen wollten den kleinen „Leffert“ (Uebersetzung „Geliebter“) sehen und wunderten sich über den Schwarzkopf. Huckepack's Lebensgeschichte fing aber erst vier Jahre später an. Er saß zu jenem Anfang auf dem unebenen Lehmboden seines Geburtshäuschens und spielte mit Hobelspanen, die ihm geschenkt waren, als man Tags vorher seinen Vater begrub. Alle Gemeindeglieder wurden zum letzten Schlaf auf Hobelspanen in die „Kiste“ gebettet, aber der Nachbar, welcher Pötter Josef mit seinem Ruhwagen zum Kirchhofe fuhr, meinte: „'s sticht ihm nicht um eine Hand voll Späne, ihm verschlägt nichts mehr, er träumt vom Fusel bis ans Ende aller Tage!“

Leffert sah Niemanden weinen und weinte daher auch selbst nicht, ja er war hoch erfreut über die schönen, glänzenden weichen Holzlocken, dergleichen er noch nie gesehen hatte.

Die ganze Nacht hielt er sie in seinen kleinen, schmutzigen Häuten fest. Am nächsten Morgen, als er da saß, versunken in das neue Spielwerk, welches in der Sonne förmlich leuchtete, wurde das Häuschen plötzlich dunkel, denn in der Thür stand der Schäfer in seinem weißen Wollmantel, einen langen, blauen Strumpf strickend und fing alles Licht auf, es war wol auch ein Fenster aus zwei kleinen Scheiben bestehend da, aber das ließ, braun geräuchert und voll Spinnweb und Staub, wenig Licht durch und man mußte sich, wenn die Thür einmal zufiel, mit dem begnügen, was durch die großen Lücken des schadhaften Fachwerks der Wände eindrang.

„Nun, Drücke Mücke (Muhme Gertrud), hast Du eine Kohle auf meine Pfeife?“ fragte der Schäfer.

„Solltest Dich freu'n, wenn's mit Deinem Verstand so gut bestellt wäre, wie mit meinen Torfstohlen!“ knurrte die Wittve, „wozu hast Du die Augen, wenn Du nicht siehst, daß da jenseits des Heerwegs alles schwarz ist von geringeltem Torf!“

„Nichts für ungut!“ lachte der Schäfer. „Nun, bist wol allein, seit der Alte neben der Schänke festliegt?“

„Bist Du ein Degsmann (Freiwerber)?“ rief sie mit ihrer Trompetenstimme.

„Ein armer Teufel wie ich kann nicht ans Heirathen denken!“ grinzte heuchlerisch der Hirt.

„Na und der Hund soll auch noch gesucht werden, der sich selbst den Knüppel um den Hals hängt. Was ich mit dem Pötker die letzten Jahre ausgestanden habe, das wissen die lieben Heiligen; er war nichts als ein durstiger Mehlsack ohne Verstand und Verwand. Na ich konnte für alle Arbeit aufkommen, und jetzt ist er denn doch endlich im Ernste gestorben — hätte den Hucepack mitnehmen sollen, aber den hat er mir gelassen!“

Der Schäfer drehte sich mit dem wackeligen Strohstuhl, auf welchem er saß, der Thür zu, wo eine braunschwarze kleine Gestalt auf allen Vieren lag, um mit neugierigen braunen Augen auf die Haidschmucken-Heerde zu blicken, die draußen, mit leise bimmelnden Glocken, unter der Obhut des Schäferhundes Strom das harte Haidekraut abnagte.

„Gehört er Dir, Drücke Mücke?“

„Willst ihn geschenkt haben, maller (unkluger) Schäfer?“

„Weshalb sagst Du gegen ihn Hucepack?“

„Weil er verkrüppelte Füße hat und nicht laufen kann, so muß ich ihn auf dem Rücken tragen!“

„Das ist denn was Anders!“ meinte der Schäfer nachdenklich. „Nu aber — der hat auf die Art sein Brot mitgebracht.“

„Was Du nicht weißt! Bis jetzt habe ich ihm noch jeden Knarren Schwarzbrot in die Pfoten gesteckt.“

„So steck ihn jetzt in Josef's alte Kiepe und geh mit ihm bei den Häusern; kannst auch ein paar Haidebesen für mich verkaufen oder meinetwegen Lumpen sammeln, der gute Vorwand bringt das Geben!“

Gedrud setzte sich nachdenklich auf den Rand ihrer Wandbettstelle: „Vorwände habe ich,“ entgegnete sie, „und es wäre kein Betteln, sondern nur eine Ansprache; es ist nur, damit der Balg doch auch, Zeit seines Lebens, etwas verdient. Nun und wann kann ich die Haidebesen bekommen? Meine Ziege könntest Du mit den Schafen gehen lassen und die Hühner helfen sich selbst; zu stehlen ist nichts; man kann ja versuchen, was es abwirft!“

„Vergiß nicht, daß Du eine betrübt Wittfrau bist. Die Haidebürsten bringe ich auf die Woche.“

„Für die Betrübnis gibt mir Niemand einen Deut, ich halte es lieber mit den Lumpen. Willst auf Reisen, Hucepack, in der Kiepe, he? Weit weg, da hinüber, wo die rothen Häuser aufscheinen?“

Hucepack's Augen leuchteten, er schlug seine Händchen freudig zusammen und rief: „Ja weit will ich, Memme, weit, weit!“

Mutter Gedrud machte sich alsbald mit ihrer lebenden Last auf den Weg und fand, daß des Schäfers Rath ein vortrefflicher war. Nebenbei betrachtete sie mit steigender Achtung ihren braunhaarigen Hucepack; der kleine Lahme entwickelte ein überraschendes Gedächtnis und eine Rebegabe, welche die Aufmerksamkeit aller Angebetelten auf sich zog und die Kiepe (Tragkorb) stets füllte. Auf dem flachen Lande, wo man im Herbst für das ganze Jahr erntet, geizen die Leute nicht mit einer Schürze voll Erdäpfel, einem paar Eiern, einem Stück Speck oder einer Maß Buchweizen. Allemal saß Liefert schon, den Sack, der neben ihm im Korbe steckte, offen haltend, in Bereitschaft da. Zufällig entdeckte es sich, daß Hucepack eine gute Stimme habe. Ein fröhlicher Wanderer sang einst, desselben Weges mit Gedrud ziehend, das Lied von der „Captainischen Tochter“, welche die Soldaten so lieb hatte, und gleich krähte der Kleine Melodie und Text hinterdrein. Von da ab wollte Jeder, der sich eines alten Liedes entsann, den Jungen belehren und er sang nun Alles, was an Liederkunst im Umlande, mit den modernen Ueberkommnissen verquickt, weiter vegetirt. Die neuen Lieder standen Mutter Gedrud, deren Sangesfreude wegfürzend erwachte, nicht nach „dem Bock“ (Schnabel), aber die alten Tanzlieder,

nach denen sie in ihrer Jugend noch mit dem seligen Pötker gestampft hatte, die waren schön. Die Krähen flogen auf und die Haideleerchen verstummten, wenn Gedrud anstimmte:

„Malbrook de geht in Orlog,
Malbrook de kump nich wer!“

(Marlborough s'en va-t-en guerre etc.) Oder das Lied ihres verstorbenen Vaters, welcher als Tambour mit in Leipzig war, dazumal als Napoljüm noch lebte. Liefert lachte immer sehr über das heitere „Reimsel“, das sich keiner eigentlichen Melodie erfreute:

„Hebt je wall hört van de franzke Tied,
Hebtji wall hört von Katje?
Katje was 'ne Orgelfrau,
De spunn en Draht as en Kabeltau — —“

(Habt Ihr gehört von der franz'schen Zeit, habt Ihr gehört von Katje? Katje war 'ne Orgelfrau, sie spann einen Faden wie 'n Kabeltau — —) Oder das beliebte Hochzeitslied, ohne welches keine Freierei vorübergeht, denn Freunde und Bekannte singen damit das liebende oder verlobte Paar einander zu. Es hat eine ernste Melodie und den Refrain: „Haidewind wehe!“ Auch Bottschaften und allerhand feine Aufträge besorgte Mutter Gedrud und Alles das mit einer lauten, fast wilden Lustigkeit, einer steten Freiheitsfreude, weil der Pötker ihr endlich nicht mehr im Wege stand.

Eines Tages kam ein Herr, der einen Mantel mit Kragen trug, wie das zu jener Zeit Mode war, die Chaussee daher geritten. Er schüttelte manchmal den Kopf zu seinen eigenen Gedanken, wenn seine Augen über die stille Landschaft schweiften, denn das hat die Haide an sich, daß sie so schweigend scheint und doch so viel Bilder und Vorstellungen im Menschen erweckt. Der Weg führte an einigen jener Wanderhügel, Dünen genannt, vorüber, die, wenn ihnen nicht gewehrt wird, heute hier, morgen dort stehen, als unheimliche, spukhafte Töne an des Reiters Ohr schlugen, eine schrille Kinderstimme und eine alte scharfe, tiefe, langathmig wie Windsgeheul. Es lautete so wunderbar, daß der junge Reisende über den Chaussee-graben setzte und die Düne umritt. Gedrud und Hucepack sangen das Lied von der wunderschönen Anna und dem Fähnrich, der von Blut so roth über die grüne graue Haide ritt, wie denn in allen alten Balladen der Fähnrich einen mordfüchtigen Charakter zu haben pflegt. Die Künstler unterbrachen ihren Vortrag nicht, bis man erfuhr, daß der schönen Anna die Schüler nachsangen, dem gehängten Bösewicht aber nur die Hunde nachbellten, wozu Hucepack in seiner Kiepe lebhaft in die Hände klatschte, die einzige freie Bewegung, durch die er seinen Gefühlen Ausdruck geben konnte. Gedrud sah den Fremden an und streckte langsam, fast herablassend, die holzbraune Rechte zu ihm hin um ein Honorar.

„Was ist's mit dem Burschen da?“

Gedrud erwiderte mit Mutterstolz: „Es ist mein Sohn Amandus!“

„Und weshalb läuft er nicht?“

„Weil er Gedrud's Hucepack ist!“

„Wenn er ein Gebrechener hat, so zeigt mir's, Frau; ich bin ein Arzt — ein Doctor!“

„Das kann Jeder sagen, ich weiß es zu besser, daß Doctors alte Männer sind!“

„Laßt mir's sehen und ich bezahle Euch ein Dübbelchen (zwei Mariengroschen)!“

„Sagt zwei gute Groschen!“ marktete Gedrud.

„Ja, wenn es ein schlimmer Schaden ist!“

Gedrud hob ihren Prinzen aus der Kiepe, riß ihm, trotz des scharfen Herbstwindes, sein Kleidchen von braunem Schutegut (Heidschuckenwolle und Hans) vom Leibe, sowie sein mehr als isabellfarbenes Hemdchen und legte ein schlankes, feines Körperchen mit verdrehten Füßen in den gelben Flugand.

Der Arzt sprang vom Pferde, kniete nieder und fuhr mit der Hand prüfend und wiederholt über die verkrüppelten Theile, indeß Liefert's braune Augen fest und prüfend an seinen Zügen hingen.

„Er kann geheilt werden und gehen lernen — eine so lebenskräftige Natur!“ sagte der Arzt mit jenem Feuereifer junger Operateure, der ihnen jeden interessanten Fall als ein wahres Geschenk erscheinen läßt.

„Nee,“ grollte die Mutter, indem sie den Lahmen an einem Arme packte und ihn zu sich riß, um ihn wieder anzukleiden. „Wenn er laufen kann, verdiene ich nichts mit ihm!“

„Memme!“ rief der Kleine stehend, mit zuckenden Lippen, indem sich seine braunen Augen mit Thränen füllten und er die Händchen in einander rang. „Memme, ich möchte so laufen wie alle andern Kinder, ich bin der einzigste Hucepack auf der ganzen Welt!“

„Ach was, Blage!“ schrie die Alte ihn an und knetete ihn in die Kiepe, „erst Brod und dann Vergnügen!“

Der Arzt bot ihr eine Pistole (Louisdor), sie kannte keine Goldmünzen und blieb ungerührt. Nun wurde ihr vorgestellt, daß der Knabe doch immer schwerer zu tragen werde und sie ja irgend einen andern Kram (Handel) eröffnen könne. Dazu zog der Fremde ein paar Guldenstücke, gute holländische Münze hervor. Jetzt schwankte Gedrud: „Wohin bringt Ihr ihn denn?“

„Nach Osnabrück ins Hospital! Ihr bekommt ihn in einem halben Jahre oder so wieder.“

„Wenn er laufen kann, brauche ich ihn nicht eher, als bis ich ihn zum Rühbüten verheuern kann.“

„Gut denn, hier habt Ihr drei Gulden.“

„Nehmt ihn gleich mit; in einer Viertelstunde gereut's mich und ich lasse mich dann lieber todtschlagen, als daß ich den Letzten hergebe!“

Sie sprang auf, warf dem Arzte das Kind hin, hochte ihre Kiepe auf und stürmte von dannen.

Der Fremde nahm das Kind, in seinen Mantel gewickelt, vor sich aufs Pferd und entführte dasselbe nach der andern Seite.

Mitten im Winter bei hohem Schnee stellte sich im Hospital am Gertrudenberge zu Osnabrück ein Weib mit einer Kiepe ein, das sieben Tage in Holzschuben aus der Heimath herzugewandert war und nach dem Doctor fragte. Man führte sie zu einem ältlichen Herrn; sie behauptete grob, er ginge sie nichts an, als man aber den jungen Assistentenarzt herbeirief, schleuderte sie ihm drei Guldenstücke vor die Füße und schrie: „Ich will meinen Hucepack und wenn er fünfhundert Pfund schwer wird, ich trage ihn, ich bin seine Mutter!“

„Ja, Ihr könnt ihn nehmen, sobald er aufstehen kann und dann wird er gehen können!“

„Ist es wahr, Ihr habt in seine armen kleinen Füßchen geschnitten?“ kreischte Gedrud und machte Miene, sich auf den Sprecher zu stürzen.

„Er wird es Euch selbst erzählen!“ lenkte dieser ihren Zorn ab und führte sie in den Krankenjaal. Gedrud stuzte; so viel kranke Kinder! sie blickte beinahe scheu in jedes Bettchen, immer war es ihr Hucepack nicht; doch, da tönte ein Ruf halb ängstlich, halb freudig: „Memme!“

Sie eilte hin, dort lag ein hübsches Knäblein mit geschneitelten lockigen Haaren, sauberm fröhlichen Gesichtchen, einem frischen, weißen Hemdstragen und einem blauen Wolljäckchen: „Mutter,“ sagte der Kleine hochdeutsch redend, „hier ist eine gute Welt, ich friere nie und lerne auch lesen!“

„Ja, Kind,“ entgegnete kleinlaut die Alte, „ich wollte Dich nur besuchen; weil ich doch gerade vorbei ging. Haben sie Dich geschnitten?“

„Ich fühlte nichts davon, Mutter. Doctors sind gute Leute, sie kommen auch des Nachts!“

„So, des Nachts?“ staunte Gedrud.

„Ja und wir haben auch eine Schwester, die wäscht uns alle Tage über und über und weiß viele Geschichten und schöne Lieder.“

„Wozu wäscht sie Euch denn alle Tage? hier könnt Ihr ja gar nicht schmutzig werden, vernünftige Menschen waschen sich Sonntags. Na wenn ich das zu Haus erzähle!“

Gedrud kam ganz gefänstigt aus dem Krankenjaal, nahm auch die drei Gulden wieder an, denn „das Blage“ lebt hier wie ein König. Ich muß mein Haus ein wenig kalfatern, ehe „der Bengel“ wiederkommt.

So lange Liefert, der gehorsam und lerneifrig der Liebling seiner Pfleger wurde, noch auf Krücken ging, blieb er im Krankenhause, aber als man ihn nach Jahr und Tag, ein Junge von sechs Jahren, in seine Heimath zurücksandte, war aus dem „Kalfatern“ der Haidehütte so wenig geworden, daß der Pfarrer den Knaben einstweilen bei sich aufnahm.

„Habt Ihr den Hucepack gesehen?“ fragten die Leute einander: „Nee so was! Sieht aus wie'n Junker, redet hochdeutsch wie der Magister, geht wie'n Seiltänzer und will auf den Doctor studiren. Was der für Klausen im Kopfe hat, er soll sich nur die städtischen Aprazzen vergehen lassen. Hucepack bleibt Hucepack!“

Mutter Gedrud keifte heftig gegen solche Behauptungen an; die Menschen sagten, sie wäre ganz „geck“ (narrisch) mit dem Jungen. „Reißt Eure Schandmäuler auf von einem Ohr zum andern, er wird doch Doctor lernen! Wie, ist nicht der Magister todesverwundet über seine Wissenschaft? Da sitzt Herr Anton Wesding, der Auerbe unseres dicksten und größten Bauern, der, wenn es ihm einfiel, seine Küche mit Reichsthalern pflastern könnte, Herr Anton hat seine fünf bis sechs Jahr mehr auf dem Rücken als mein Hucepack — ja profit, im Lesen und Schreiben ist mein kleiner Doctor doch dem großen Lämmel voraus. O, Ihr sollt noch alle den Hut vor Hucepack ziehen!“

„Ja wol,“ spottete ein Bauer, „das Studiren kostet ja nur ein paar tausend Gulden, die nimmst Du wol für Hühnererier ein, Du hast ja drei Klüden, und für Schafwolle. Deine Heerde hat, vorwärts und rückwärts gezählt, fünf Köpfe, ein?“

„Bin ich Dir schon um ein Darlehn gekommen?“ trockte das Weib. „Wartet's ab und es wird da sein!“

Mit diesem vielversprechenden Actschluß entfernte sich Gedrud. Diejenigen, welche hinter ihr drein lachten, wurden aber doch etwas kopfscheu, als eines Tages im Dorfe ein breitschulteriger Herr mit sporenklingenden Stulpenstiefeln, schief gesetztem Hute und einer Reitpeitsche in der Hand erschien. Dieser, durch ein großartiges Gebahren bevorzugte Fremdling war kein anderer, als Gedrud's in Belgien verschollener Sohn Jan Bernd, der sich vom Koppelknecht zum

selbsteigenen Kosttäuscher aufgeschwungen hatte und alsbald begann, in der Umgegend Geschäfte zu machen. Hatte schon Huckepack seiner unsachten Mutter imponirt, so durfte sich Jan Bernd erlauben, die elterliche, trogloditenhafte Hütte einzureißen und statt derselben ein kleines steinernes Häuschen mit einem großen Pferdestall daran aufbauen zu lassen, zu welcher That ihn Nutzen und Kindesliebe veranlaßten. Als er die Gegend verließ, nahm er den kleinen Bruder Leffert mit, um ihn in eine Erziehungsanstalt, weit weg, zu bringen, deren Forderungen er ohne Beihilfe der Hemmen und Haid-schnucken bestritt.

Lange Zeit redete man von diesen Ereignissen, mehrere Hofbesitzer, unter ihnen der reiche Colon Wedding, ließen sich Kaffe-Fohlen von Hoja kommen, damit sie sich auf den feingraßigen Emwiesen groß weideten, und von Zeit zu Zeit stellten sich der Pferdehändler oder sein Compagnon ein, um das Geschäft zu betreiben. Huckepack kam nach und nach in Vergessenheit; anfangs redete Gedrud noch von ihm, aber als die Theilnahme für ihn im Laufe der Jahre entschwand, da fuhr sie nur ganz in der Stille einmal mit der Hand in die leere Kiepe, welche am Fußende ihrer Wandbettstelle an einem Nagel hing, als dächte sie in derselben das weiche Lockenhaar eines Kindes zu streicheln. Sie wunderte sich, daß sie das damals, als er noch drin steckte, niemals gethan hatte.

Eines Sonntags rissen der Küster und seine Frau an den Glockensträngen, als sollte keine Faser derselben zusammen bleiben — was half's? Die Leute standen auf dem Kirchhofe in Gruppen zusammen, klagten, schimpften, bedauerten, je nachdem, als ob es gar keinen Gottesdienst gäbe. Es war nämlich die Nachricht eingetroffen, Gedrud's Jan Bernd, der prahlerische Roßkamm, habe Bankrott gemacht und mehrere der angesehensten Grundbesitzer selbiger Gemeinde, vor Allen der reiche Colon Wedding, wurden durch dieses Ereigniß um beträchtliche Summen geschädigt. Diejenigen, welche innerlich dem „nahhaften“ Bauern solch einen Schlag von Herzen vergönnten, waren am eifrigsten beflissen, ihm seinen Verlust ins Ungeheuerliche auszumalen. Nun kam auch Gedrud über den Eisenrost geschritten, der bestimmt war, die Vierfüßler vom Gottesacker abzuwehren. Zwanzig Stimmen theilten ihr das aufregende Ereigniß mit; sie hatte nie Geld verloren, sie kannte keine Geldsorgen, daher begnügte sie sich, mit den Fingern zu schnippen und einfach zu bemerken: „Unsere Art fällt immer auf die Füße!“ Ja sie lachte förmlich in ihr schmutziges Gebetbuch hinein, das sie während der Messe vor sich hin hielt, obschon sie das Lesen läßtig verlernt hatte, denn sie überlegte sich sofort: „Jetzt kommt mein Huckepack wieder!“

Er kam denn auch, ein groß aufgeschossener, überstudirt aussehender Jüngling, der den Eindruck eines ernstesten Wesens machte, zu welchem sein etwas schwerfälliger Gang wesentlich beitrug.

(Fortsetzung folgt.)

Im Bann der Kinderträume.

Von Villamaria.
(Fortsetzung.)

Es war ein wonnevoller Juniabend, gerade acht Tage nach Abgang unseers Briefes, als der große Postwagen nach achtundvierzigstündiger Fahrt vor dem Postgebäude von N. hielt und der Conductor den Schlag öffnete: „Wir sind nun in N., wonach das kleine Fräulein unterwegs so oft gefragt hat.“

„O Schratt, jetzt sind wir da! und sieh nur, steht da nicht der Großonkel . . . ?“

„Großonkel, lieber einziger Großonkel!“

In meinem Entzücken verschmähte ich die helfende Hand des Conducteurs, und ehe Schratt mich zurückhalten konnte, flog ich in einem einzigen, tollkühnen Satz auf das Straßens-pflaster.

Der Conductor lachte und Schratt schrie auf, in Sorge um das ihm anvertraute Kleinod, ich aber stand schon wieder auf den Füßen und stürzte mit ausgebreiteten Armen auf den geliebten Großonkel zu, der mir lächelnd entgegenkam.

„Großonkel, Du mein einziger, einziger Großonkel!“ und ich lag in seinen Armen und fühlte mich in die Höhe gehoben und zärtlich an seine Brust gedrückt, während ich meine Arme um seinen Hals schlang und sein liebes, mildes Antlitz mit meinen Küffen bedeckte.

„O Großonkel,“ flüsterte ich endlich, als ich zu Athem kam, „mir ist als wäre ich im Himmel! freust Du Dich auch so, daß ich da bin?“

„Ja, mein Herzenskind, ich freue mich sehr, Dich wieder-zusehen.“

„Aber, Großonkel, beinahe wäre doch nichts daraus geworden, trotz des Briefes, den Du noch an Mama geschrieben hast. Denke nur: Alice und Jenny kriegten noch zu guter-letzt die Masern, und die Gouvernante, die mich hierher-bringen sollte, mußte zur Hilfe bei Mama bleiben, und da

hätte ich beinahe auch zu Haus bleiben müssen; aber da half der gute Schratt. Komm her, Schratt! ich erzähle eben von Dir, wie gut Du warst. Er sagte zu Papa, er wolle mich herbringen, damit ich nicht angestekt würde, er wolle mich hüten wie seinen Augapfel, er habe den Papa ja schon auf den Armen getragen. Und Papa sagte ‚ja‘ und die Mama sagte auch ‚ja‘, ich glaube, sie war froh, daß sie mich auf vier Wochen los wurde, und da sind wir nun . . .“

Und das ist wol Dein Wagen, der dort mit den vier Rappen? Sieh nur, Schratt, vier Rappen; gerade wie bei Aschenbrödel, als der Königssohn sie zur Hochzeit holte. Ich steige gleich ein, Großonkel — nein, nein, ich bin gar nicht hungrig, ganz gewiß nicht! Ich bin so begierig, in Deinen Wald zu den Rehen und Bären zu kommen und nachher in Dein Schloß zu Deiner alten Lehne! Du hast ihr doch nicht gesagt, daß ich immer in der Ecke stehen muß, Großonkelchen? Nein? O das ist schön!“

Damit kletterte ich in den offenen Jagdwagen, und Großonkel setzte sich zu mir, während Schratt auf den Bock zum Kutscher stieg, und dann ging es hinein in den grünen, abendfüllen Wald.

Fast unhörbar rollte der Wagen dahin auf dem weichen Waldboden, über uns im Abendhauch flüsterten die Kronen der hundertjährigen Buchen und durch ihr wiegendes Ge-zweig huschten die letzten Sonnenstrahlen und spielten in goldnen Ringeln auf den weißen Stämmen.

Flinke Eichhörchen sprangen über den Weg und flüchteten hinauf an den glatten Stämmen, bis zu dem schwanken Geäst, hinter dem sie ihr Nestlein gebaut, und hie und da trat ein Reh auf eine Waldblöße heraus und schaute mit fürchtlosem Auge unserm Gefährt entgegen.

Es war mir wieder wie ein Traum, aber wie einer jener wundervollen Märchenträume, an denen ich mich so oft be-rauscht. Ich sagte nach der lieben Hand neben mir und drückte sie zärtlich zwischen den meinen, aber ich schwieg wie ver-zaubert aus Furcht, die ganze Herrlichkeit könne zerrinnen bei dem ersten Laut von Menschenlippen.

„Dort ist Schloß Waldruh!“ sagte endlich Großonkels liebe Stimme, als wir in eine breite Waldallee einbogen, an deren Ende ein kleines, einsames Schloßchen stand.

In seinen Fenstern glühte es goldig von der Sonne letzten Strahlen und auf dem steilen Schieferdach trippelten eine Anzahl farbenschildernder Tauben, unten aber, am Gitter der Rampe, stand eine stattliche Frau in mittleren Jahren, in breiter, schwarzseidener Schürze und einer sauberen Tüll-haube über dem plattgeschichteten nußbraunen Haar; sie schattete die Augen mit der Hand und blickte mit freund-lichem Lächeln dem heranrollenden Wagen entgegen.

„Siehst Du, mein Herzchen, dort steht meine gute, alte Lehne, die sich auf Dich freut!“

„O wirklich? . . . Die gute, alte Lehne!“

Und ehe noch der Wagen völlig stand, war ich schon über seinen Schlag hinunter geklettert und flog die breite Treppe hinan zur Rampe, wo ich die Alte wie eine liebe Bekannte umarmte.

„Großonkel sagt, Du freust Dich auf mich . . .“

„Gewiß, mein kleines Fräulein, recht sehr habe ich mich auf Ihr Kommen gefreut!“

„O Du mußt mich ‚Else‘ nennen, so sagt Schratt auch, und ich will ‚Tante‘ zu Dir sagen, denn Du siehst grad wie eine ‚Tante‘ aus! Siehst Du, das ist Schratt, der mein Köfferchen bringt; auf den mußt Du Dich aber auch freuen, Tante Lehne, denn er ist sehr gut! Und nun Großonkelchen komm! ich bin zu neugierig auf Dein Schloß . . . ob's wol so aussieht wie die Königschlösser in meinen schönen Märchenbüchern?“

Ich sagte freudig seine Hand und eröffnete eine breite Glashür, durch die man von der Rampe aus in eine mächtige Halle trat, von deren Wänden eine Anzahl Hirschgeweihe herabblühten. Dann ging es durch eine hohe Bogenthür zur Linken in eine Reihe stattlicher Gemächer, mit gebräuntem Getäfel längs den Wänden und mit Möbeln und Ge-räthen einer längst vergangenen Zeit, mir aber schien Alles so traut und wunderbar bekannt, als sei dies Haus meine wahre Heimath und ich bisher nur in der Fremde gewesen, ein armes, mißachtetes Aschenbrödel.

Es stand wirklich, gleich Dornröschens Schloß, in grüner, weltvergessener Waldesstiefe, nur das Gurren der Tauben auf dem Dach und mitunter das Gebell der großen Rüden im Hofraum unterbrach die traumhafte Stille, die um die alten Giebel wob.

In vergessener Ferne lag, was meine Seele sonst ge-peinigt, ich war bei Menschen, die mich liebten und die ich wieder lieben durfte mit dem ganzen sehnsüchtigen Verlangen meines einsamen Kinderherzens.

Die Tauben scheuten sich nicht vor dem kleinen Fremd-ling, denn wenn ich in goldner Morgenfrühe mit dem Groß-onkel auf der Terrasse, an des Schlosses Rückseite, den Kaffee trank, so kamen sie herabgeslogen und pickten mir die Brosamen aus der Hand, gleich meinem grauen Liebling im Vaterhause.

Die großen Hunde sprangen schmeichelnd an mir empor und leckten mir die Hände, fast so zärtlich wie sie Groß-

onkels Hände leckten, und wenn ich an seiner Seite durch den grünen Wald schritt, war mir, als schauten die Ver-gelein von den Zweigen neugierig und freundlich zugleich auf das fremde Kind herab . . . Nur daß sich die Rehe nicht wollten streicheln lassen und nicht herbeikamen, so zärtlich ich sie auch aus der Ferne lockte, schmerzte mich, und daß kein Bär sich zeigen wollte, obgleich ich die Lection zu seiner zu-künftigen Zähmung so theuer erkaufte; aber das waren nur vorüberhuschende Schatten, denn sogleich tanzte ich wieder mit den Sonnenstrahlen um die Wette vor dem Onkel her über den moosigen Waldfad oder sammelte in meinem Körbchen die reifen Erdbeeren, die seitab standen, für die gute Tante Lehne, die unterdeß daheim meine Lieblings-speisen bereiten ließ.

Und dann jene traumhaft-wunderfame Stunde, von der Niemand im Schloß eine Ahnung hatte, selbst nicht mein getreuer Schratt, und die für meine glühende Phantasie einen stärkeren Zauber barg, als selbst der Wald mit seiner lebendigen Herrlichkeit.

Es war die Stunde zwischen Mittagstisch und Kaffee, in welcher der Großonkel auf dem riesigen Kanapee mit den großen vergoldeten Löwen sein Schläfchen hielt, wäh-rend Tante Lehne in ihre Stube verschwand, sicherlich um, gleich ihrem Herrn, von des Tages Last und Hitze aus-zurufen.

„Spiel indeß ein wenig im Park, Kind!“ hatte sie am Tage nach meiner Ankunft gesagt, indem sie mich dabei auf die Terrasse an der Rückseite des Schlosses geführt hatte. „Sieh, dort ist das Labyrinth, dort links, wo das grüne Ge-büsch so dicht und undurchdringlich steht. Wenn Du einmal da hineingeräthst, findest Du nicht so leicht wieder heraus; und dort rechts, ganz hinten, wo der Knauf durch die Bäume blüht, da ist das Schwanenhäuschen, aber rings herum ist breites, tiefes Wasser — Gläsern wird doch nicht heran-gehen?“

„Nein, nein, Tante Lehne, ängstige Dich nur nicht! Ich bleibe hier vorn in der schönen Lindenallee und spiele Ball; nachher, wenn Großonkel aufwacht, wollen wir zusammen die Schwäne besuchen.“

„Schön, mein Kind, ich hole Dich nachher zum Kaffee wieder ab!“ und sie ging ins Schloß zurück, während ich die Terrasse hinabsprang und meinen Ball so hoch in die Lüfte trieb, daß er die hohen Lindenkronen berührte; aber nicht lange, denn zu fröhlichem Ballspiel gehört auch ein fröhlicher Kamerad, und ich war allein!

So begann ich denn nach anderem Zeitvertreib umzu-schauen und betrachtete zuerst die Rückseite des Schlosses vor mir, und als ich so zu den hohen, schmalen Fenstern emp-orblickte mit ihren von hier aus undurchsichtigen Glasmale-reien und mit den in Blei gefaßten Wappen, da überkam mich eine kindische Sehnsucht, die Räume zu durchforschen, die so still und regungslos dahinter lagen.

Idee und Ausführung wohnten bei mir aber jederzeit nahe bei einander, und so warf ich den Ball auf die Bank, schlich leise, als könne Tante Lehne meinen Schritt verneh-men, die Terrasse wieder hinauf und öffnete vorsichtig die Glashür, die auch von hier aus in die große Halle führte.

Links und rechts, zur Seite dieser Thür, stieg eine breite Treppe hinauf zum oberen Stock, in dessen Räumen die hohen Herrschaften, bei ihren früheren jeweiligen Besuchen, zu wohnen pflegten. Unhörbar und flink, wie die Eich-hörchen im Walde, flog ich die breiten Stufen hinan und gelangte auf einen weiten, stuckverzierten Vorflur, auf welchen eine Menge hoher, dunkler, kunstvoll geschnitzter Thüren mündeten. Ich versuchte, die nächste zu öffnen: wol war sie verschlossen, aber der Schlüssel steckte; ich drehte ihn herum und die Pforte des Paradieses öffnete sich leibhaftig vor meinen entzückten Augen; ich drückte die Hände vor die Brust und athmete kaum in zitternder Erwartung.

O wie viel prächtiger noch war es hier, als unten in Großonkels schon so prächtigen Räumen: kostbare, nie er-schaute Möbel standen an den Wänden, ganz in weiße Ueber-züge gehüllt, aber als mein fürwitziger Finger diese Hüllen hob, erglänzte es darunter von farbenprächtigem Sammet und von knisternder Seide, mit goldenen Blumen bestickt; schmale, hohe Spiegel, ringsum zwischen den Wandpfeilern eingelassen, warfen das Bild des neugierigen, kleinen Mäd-chens so oft zurück, daß ich mich fast vor mir selbst zu fürchten begann. Das Tageslicht floß gedämpft durch die gemalten Fenster und die wiegenden Baumkronen draußen huschten in blauen und purpurnen Schatten über das Ge-täfel des Fußbodens . . .

Und weiter schritt ich, leise wie in der Kirche, aus einem Gemach in das andere: überall fremde, zauberhafte Pracht um mich her, in dem Prunkgeräth auf Kaminen und Tischchen, wie in den lebensgroßen Bildern an den damastbelleiteten Wänden.

Wie verzaubert stand ich vor ihnen und achtete nicht der verrinnenden Zeit; da drang von unten herauf das Klirren der Glashüre und ich schrad zusammen, denn das mußte Tante Lehne sein, die mich zum Kaffee holen wollte . .

Nein, nein, die durfte mich hier nicht finden! denn schon

stand es fest in mir, jeden Tag hierher zu schleichen, wenn sie schlief, um mit Muße betrachten zu können, was ich jetzt nur flüchtig überblickt.

Eben so schnell und leise, wie ich gekommen, schlüpfte ich zurück durch all' die Räume, gewann, ohne mich zu verirren, die Thür nach dem Vorflur, verschloß sie geräuschlos und

glitt die Treppe hinab . . . Richtig, die Glashür der Halle nach Terrasse und Park stand offen, Tante Lehne hatte ihr Schläfchen beendet und suchte mich nun im Park; ich flog die Terrasse hinunter in die Lindenallee, stellte mich dort hinter einen der mächtigen Bäume und rief in kindischer List: „Tante Lehne, Tante Lehne, wo bin ich?“ Und richtig,

nach wenigen Augenblicken schon erschien die gute Tante am Ende der Allee und kam, so schnell es ihre Corpulenz gestattete, den Laubgang herauf; als sie nichts ahnend an meinem Baum vorüber wollte, sprang ich ihr in die Arme und verhinderte alle Fragen durch meine stürmischen Liebesungen.



Castilianerin. Von Wovera.

„Also hier versteckt sich der Wildfang!“ sagte sie endlich, „und ich wollte schon anfangen, mich zu ängstigen.“

„Nein, nein, Tante Lehne, das darfst Du nicht; ich gehe gewiß nicht an den Teich, ich bleibe immer hier!“

Und fromm und sanft gleich einem Lämmchen, ging ich nun neben der guten Tante her zum Kaffeetisch in Groß-

ontels traulichem Wohngemach. Aber so schön es auch hier war bei dem geliebten Onkel und so schön zu jeder Stunde, die ich um ihn sein durfte, im Schloß und Park und Wald, die schönste Stunde dünkte mich dennoch jene, wo ich heimlich hinaufhuschen konnte zu der stummen Herrlichkeit verschollener Tage.

Ich kannte gar bald jedes einzelne der kostbaren Geräthe, mit denen die Marmorantike geschmückt und auf den Schildpatt- und Porzellan-Tagären in so zierlicher Ordnung aufgestellt waren, als könnte der glückliche Besitzer jeden Augenblick eintreten; mit den lebensgroßen Portraits an den Wänden des prächtigen Speisesaals aber stand ich in



Castilianerin. Von Hobera.

zärtlichstem Verkehr. Es waren die Männer und Frauen jenes hohen Hauses, dem Großonkels Treue und seines Lebens beste Kraft gehört, und ob Zeit und Raum sie im Leben auch weit getrennt, hier waren sie wieder vereint in ungestörtem Frieden: vom greisen Feldherrn in der Eisenrüstung vergangener Jahrhunderte an bis hinab zu seinem bleichen, dunkeläugigen Ur-Urenkel in dem modischen Hofkleide der Gegenwart, und von der Urahnin im steifen Brokatgewande abwärts bis zu der jungen, wunderschönen Prinzessin im duftigen Spitzenkleide, mit dem blauen Bande in ihren blonden Locken, und sie Alle gemahnten in dem Schnitt der großen, leuchtenden Augen an ihre gemeinschaftliche Stammutter, deren nixenhafte Schönheit die Chronik gewissenhaft den nachkommenden Geschlechtern überliefert.

Ich kannte Jeden und Jede der stummen Schar, und einige waren darunter, die meine schweifende Phantasie mit unklaren aber wundervollen Träumen erfüllten, vor allem jenes jugendliche Fürstentum in dem duftigen Spitzengewande.

Wer war sie nur, jene jüngste und doch älteste Tochter ihrer schönen Stammutter, deren Bild, allein von Allen andern, zwiefach in diesen Räumen lebte?

In dem kleinen Boudoir, dem letzten Gemach auf des Schlosses Siebelseite, dessen Wände mit lichtblauem Atlas überkleidet waren, stand es wieder auf kristallinem Postament, in der tiefen Fensternische, und die schweren, blauweißen Vorhänge wallten fast über dem kostbaren Silberrahmen zusammen, der ihr schönes Angesicht umschloß. Vor ihm, in einer Silbermuschel duftete ein Strauß weißer Rosen, und so oft ich auch wiederkehrte, stets waren sie frisch, als seien sie eben erst vom Stamm gebrochen; aber ich dachte nicht darüber nach.

Ich setzte mich in den niederen Schaukelstuhl, dem Bilde gegenüber, und während ich mich leise hin- und herwiegte, schaute ich empor zu dem süßen Angesicht, das mich in seinem Banne hielt, und meine Phantasie flocht einen Kranz von wundersamen Abenteuern um dies unbekannte Fürstentum.

Mir war sie das „Dornröschen“ dieses stillen Schlosses und der schöne, junge Prinz mit dem blassen Angesicht, der Letzte dort drüben in der Reihe seiner Ahnen, galt mir als der Königssohn, der sie erlösen sollte. Ich schaute gar oft durch die offene Flügelthür zu ihm hinüber, als müsse er endlich einmal aus seinem Rahmen niedersteigen zu seliger That, aber Alles blieb still und todt und nur die wiegenden Purpurschatten zu meinen Füßen bekundeten, daß nicht Alles ringsumher unweckbar schlafe . . .

Wie oft ich schon hier oben in diesem stillen Märchenheim geträumt, wie oft darauf am Kaffeetisch mit dem geliebten Großonkel gescherzt, ich zählte es nicht; aber als ich einst wieder, vom Klang der Glashür unten in die Wirklichkeit zurückgerufen, die Treppe hinabstiege, sah ich, wie Schratt eben mit meinem leeren Köfferchen in der Hand durch die Halle auf Tante Lehns Zimmer zuschritt.

Eine entsetzliche Ahnung schoß durch mein eben noch selig träumendes Hirn: „Schratt! . . .“ rief ich ängstlich, und mein Gesicht muß todtblaß geworden sein, denn der gute Alte hielt an und kam dann rasch auf mich zu.

„Aber Elschen, sei doch verständig! Du mußt doch wissen, daß die Ferien zu Ende sind und daß wir morgen früh nach Hause reisen müssen.“

„Zu Ende!“ sagte ich leise, denn der Schmerz erstickte den Ton in meiner Brust, „und dann nach Hause reisen, zu . . . o Schratt, Schratt, ich gehe nicht mit!“

„Elschen, sei verständig! Was sein muß, muß sein! wir kommen ja nächstes Jahr wieder!“

Der Trost verhallte ungehört! Fort von dem geliebten Großonkel, fort von der guten Tante, fort von meiner wunderschönen Märchenprinzessin und von all den seligen Stunden, die ich hier unter wolkenlosem Himmel verlebte und vertraumt, um nach Haus zu der verhassten Gouvernante und in meine trostlose Ecke zurückzukehren . . . mein Herz wollte brechen.

Ich dachte jetzt nicht an Tante Lehne, die mich vergeblich im Parke suchen würde, ich schlich von Schratt fort in Großonkels Zimmer, der eben erwacht war, und setzte mich zu ihm auf den Rand des breiten Kanapees.

„Großonkel,“ sagte ich, indem ich heldenmüthig das Beben meiner Lippen zu beherrschen strebte, „lieber Großonkel, muß ich denn wirklich fort?“ und meine Augen blickten in ängstlicher Spannung in die seinen.

„Mein Herzenskind,“ und er zog mich zärtlich an sich und küßte meine erblaßten Wangen, „mein Herzenskind, mach' Deinem alten Großonkel das Herz nicht schwer!“

„Also es wird Dir doch auch schwer?“ sagte ich aufathmend. „Ach, Großonkel, das ist doch wenigstens ein Trost, daß Du mich nicht so gern gehen läßt wie die Mama und die Gouvernante . . . o die Gouvernante . . .!“

Ich preßte die Hände fest zusammen in übergroßem Leid und versuchte noch einmal gegen den heranwogenden Jammer zu kämpfen, aber er war stärker als mein armes kleines Herz; ich schlang plötzlich die Arme um des alten Mannes Hals und er ließ mich meinen Kummer an seiner Brust verströmen . . .

Tante Lehne trat ein, müde und verdrießlich ob des vergeblichen Suchens, aber als mein ersicktes Schluchzen an ihr Ohr drang und Großonkel ihr von meinem bitteren Leid berichtete, vergaß sie Alles, that eine doppelte Portion Zucker in meine Kaffeetasse und reichte mir für mein kummerbeladenes Gemüth das Kuchenstück mit den größten Rosinen.

Heute ging ich gar nicht mehr von Großonkels Seite, und sein täglicher Abendspaziergang in den Wald, den er bei Regen und Sonnenschein unternahm und auf dem ich ihn nie begleiten durfte, den versagte er sich diesmal, weil meine Kinderhand die seine so angstvoll-zärtlich hielt, daß er nicht den Muth fand, sie abzustreifen.

„Daheim!“ Der Zauber dieses Wortes war meiner Kindheit fremd; mein „Daheim“ war an der Stätte, wo mein Herz zurückgeblieben, und ich überschritt an Schratts Seite die Schwelle meines Vaterhauses mit so bitterem Weh, wie der Zigeuner, der, aus der Freiheit seiner Wälder kommend, die Schwelle seines Kerkers überschreiten mag.

„Da kommt die ungezogene Else!“ schrie Bruno mir als „Willkommen“ entgegen. „Fräulein Drews hat heut erst gesagt: Nun ist unsre gute Zeit vorbei!“

Ich antwortete nichts auf diesen Brudergruß, denn die Betrübniß meiner Seele dämpfte noch ihren Trost und Widerstand.

„Wo ist Mama?“ fragte ich ganz sanftmüthig. „Fort, weit fort, wo Du sie nicht ärgern kannst!“ sagte Bruno in seiner alten, hämischen Weise. „Der Doctor hat sie mit Alice und Jenny auf's Land geschickt zur Erholung, und Papa ist ins Bad gereist; wir sind ganz allein, ich und die Gouvernante; ich lasse mich aber nicht mehr von Dir schlagen! Fräulein Drews sagt auch: Ein Junge darf sich nicht von einem Mädchen schlagen lassen.“

Ach, es war die alte Lust, die mir entgegenwehte und ihr Hauch verdorrte schnell die zarten Knospen meiner Seele, die unter Großonkels lieben Augen emporgesproßt. Ich sagte nichts, aber ich machte mich von Schratts Hand los und erhob meine Arme mit einer so sprechenden Bewegung gegen meine brüderliche Liebe, daß sie für den Augenblick schwieg und mir den Weg frei gab.

„Schratt,“ sagte ich am Nachmittag, als ich in der Freistunde, die ich stets im Garten zubachte, bei meinem Freunde saß, „Schratt, ich glaube, ich halte es nicht lange aus, ich werde wol doch davon laufen müssen!“

„Na, na, Elschen, Du wirst mich doch nicht hier allein lassen wollen?“ sagte der Alte, gutmüthig den grauen Kopf wiegend.

„Ja freilich, Schratt, das kann ich nicht!“

„Höre, Elschen, wenn Du Dir solche Gedanken aus dem Kopfe schlagen willst, sollst Du auch etwas recht Schönes bekommen. Großonkel hat mir's für Dich mitgegeben, daß ich Dir's einbeschereen soll, wenn Du das erste Mal wieder recht betrübte zu mir kämest, das ist nun, leider Gottes, schon heut am ersten Tage der Fall.“

„Was ist's denn, lieber Schratt?“ fragte ich, erwartungsvoll aus meinem Sorgenstuhl emporstehend.

„Ha, ha, was sie gleich für andere Augen macht! Na, dann bleib mal noch einen Augenblick ruhig sitzen.“

Damit ging er in seine Kammer nebenan und kam in der nächsten Minute wieder zurück, einen winzigen, schneeweißen Seidenspitzen an einem blauweißen Bande führend, den ich in Großonkels Hundezwinger so oft bewunderte.

„Schratt!“ rief ich entzückt, „soll er mir gehören, mir ganz allein? . . . O der gute, einzige Großonkel! Komm her, mein Hündchen!“ und ich kniete nieder, nahm das reizende Thierchen in meine Arme und überhäufte es mit all der Zärtlichkeit, von der man in meinem Elternhause nichts begehrte und in deren Ueberfülle sich mein Herz darum so einsam und verlassen fühlte; der kleine Hund aber schien sie zu verstehen und ihrer zu bedürfen, denn er richtete sich in meinen Armen auf und leckte mir zärtlich Gesicht und Hände.

„O Schratt, er hat mich lieb, sieh nur!“ und vergessen war aller Jammer meines Herzens, „und ein silbernes Halsband hat er um! Halt still, mein Thierchen, was steht denn drauf? Zur Erinnerung an den alten Großonkel.“ O Du goldener, einziger Großonkel Du! Wie heißt er denn aber, Schratt?“

„Wie er heißt? Na, wie Du ihn nennen willst, Elschen!“

„O Schratt, dann soll er ‚Dornröschen‘ heißen.“

„Das ist ein komischer Hundename,“ meinte der Alte.

„O, es ist gar kein Hundename, so heißt ja die schöne Prinzessin oben in Onkels Schloß, die in dem blauen Zimmer in der Fensternische steht!“

In meiner Aufregung verrieth ich mein Geheimniß, ohne es einmal zu gewahren.

„Wie heißt Die? Wer hat Dir denn das Märchen aufgebunden? Das war ja Prinzess Marie, dem alten Großherzog drüben im Nachbarlande, wo der Herr Forstmeister lebt, seine einzige Tochter.“

„Wer ist es, Schratt?“ fragte ich gespannt, und drückte Klein-Dornröschen fester an mich, daß seine Liebkosungen mich nicht stören möchten.

„Ach nichts! Das sind Dinge, die gar nicht vor solch ein Kind gehören.“

„Schratt,“ sagte ich mit einem Herzklopfen, das mir fast den Athem nahm, „lieber Schratt, sprich nicht so! Siehst Du, ich darf es wol hören, denn ich habe sie schrecklich lieb, die Prinzess Marie.“

„Lieb hast Du sie?“ fragte Schratt kopfschüttelnd. „Kind, Du hast sie ja gar nicht gekannt!“

„Ich kenne sie nicht?“ rief ich, indem ich aufstand und mit Klein-Dornröschen im Arm dicht vor ihn trat, „ich kenne sie nicht . . .? O Schratt, ich habe mich ja jeden Tag heimlich zu ihr geschlichen, wenn Großonkel und Tante Lehne schliefen, und hab in ihrem Schaukelstuhl gesessen und ihr liebes, schönes Gesicht angeschaut und habe immer gedacht, der blasse, junge Prinz nebenan im Speisesaal würde herabkommen und sie wach küssen, und sie würde ihn dann heirathen, wie das wirkliche Dornröschen ihren Königssohn.“

„Gott bewahre uns in Gnaden!“ sagte mein alter Freund und sah bedenklich auf mich nieder, „die weckt kein Kuß mehr auf, Elschen, die schläft längst schon für immer.“

„Todt, meinst Du, ganz todt? O Schratt, und ich hatte sie doch so lieb! Aber Schratt, Du darfst mir Alles erzählen, ich kann es gewiß verstehen und ich sage es ganz gewiß Niemandem, nicht einmal dem Großonkel! Ich habe ihm ja auch nicht meine Besuche bei der schönen Prinzessin verrathen, nicht einmal Dir, meinem besten Freunde, hab' ich's erzählt, daraus kannst Du sehen, daß ich gewiß schweigen kann! Willst Du's mir nun erzählen, mein lieber, guter alter Schratt?“

„Du kleine Schmeichele!“ sagte er lächelnd, aber er blickte doch noch ein wenig bedenklich.

„Schratt,“ sagte ich und legte meine Rechte feierlich auf seinen Arm, „höre zu, Schratt: Ich verspreche Dir auch ganz gewiß, nicht fortzulaufen und Dich nicht allein zu lassen, so sehr mich auch die Gouvernante und Bruno plagen mögen — aber nun komm, setz' Dich in Deinen Großvaterstuhl und erzähle mir Alles, aber von Anfang an und laß auch nicht ein einziges Wörtchen aus!“

Damit drängte ich ihn zu seinem großen Stuhl, holte mir einen niederen, hölzernen Schemel und setzte mich darauf, während ich den kleinen Hund noch immer sorgfältig auf dem Arme trug.

„Nun fang an, Schratt. Vorher aber sag mir, wer Dir das Alles erzählt hat?“

(Fortsetzung folgt.)

M o s a i k.

Die deutsche Operette. Es ist eine merkwürdige, ja man könnte sagen, eine unerklärliche Erscheinung, daß die Franzosen und Italiener komische Opernwerke haben, welche Stoffe aus dem bürgerlichen nationalen Leben behandeln und daß die deutschen erfolgreichsten „Operetten“ seit Jahrzehnten immer aus fremdem Boden spielen: „Jatinka“ in Rußland, „Vocaccio“ und „Lustiger Krieg“ in Italien, „Bettelstube“ in Krakau u. s. w. „Die Fiebermaus“, welche eine Anzahl von Wiederholungen erlebte, ist allerdings von den Textdichtern auf österreichischen Boden verpflanzt worden, aber Originalidee und Handlung sind französisch und in der Fosse „le réveillon“ zu finden, die in Leichtfertigkeit und Schlüpfrigkeit nicht übertroffen werden kann. Auch ist hier noch zu bemerken, daß die Texte der obgenannten Operetten sämmtlich französischen Originalen nachgebildet sind. Vergebens sucht man nach einer deutschen Operette oder komischen Oper, deren Inhalt dem des französischen „Maurer und Schlosser“, „Père Gaillard“ von Rober, der italienischen „Matrimonio segreto“, „Don Pasquale“ und „Elisir d'amore“, ja selbst nur der „Alle Angot“ und den Erstlingswerken Offenbach's, „Fortunio's Lieb“ und „Die Hochzeit bei der Laterne“ zu vergleichen wäre, welche letztere ein wahrhaft liebenswürdiges musterhaftes Genrebildchen in Text und Musik bietet. Sollte denn das gesellschaftliche oder kleinbürgerliche oder ländliche Leben Deutschlands den Dichtern durchaus keine Anregung zu einem komischen Opernwerke geben können? Im verflochtenen Jahrhundert, als das nationale Leben kaum zu keimen begann, hat Dittersdorff in seinem „Doctor und Apotheker“ ein wahres Musterbild bürgerlich komischer Oper geschaffen, das noch heute überall, wo es gut gegeben wird, seine unverwundliche Frische behält und Kenner wie Laien angenehm und heiter anregt. Auch Andere, wie z. B. Hiller und Reichardt, haben zu jener Zeit komische Opern solcher Art geschaffen, die sich allgemeinen Beifalles erfreuten. Selbst zu Anfang dieses Jahrhunderts bis in die zwanziger Jahre fanden die Singspiele von Wenzel Müller, Weigel u. a. mit ihrer bürgerlichen Handlung und gemüthlichen Weisen weite Verbreitung. Nur jetzt scheint eine wahre Scheu vor solchen Stoffen in die Dichter gefahren zu sein. Ein stichhaltiger Grund dafür ist nicht zu finden. Alle die Lustspiele, welche Verhältnisse des ruhig bürgerlichen Lebens mit Gesicht schildern, haben ihrem Dichter reichen Beifall und Gewinn gebracht; wir erinnern nur an „Dr. Klaus“, „Mein Leopold“ und dergl., ja das einzige Tongebicht Richard Wagner's, das er dem echten nationalen Leben entnommen, „Die Meisterfänger von Nürnberg“, gewinnt immer mehr und mehr Verbreitung und wird nach unserer Uebersetzung von allen seinen Werken am längsten auf den deutschen Bühnen leuchten.

Warum also ist noch kein Versuch eines lustigen Opernwerkes auf echter deutscher Grundlage angestellt worden? Warum halten es die besseren deutschen Dichter unter ihrer Würde, einen solchen zu schreiben, und überlassen das jenen Textfabrikanten, die eben nur mit fremdem Material arbeiten und überhaupt über das Niedrig-Komische und Zweideutige sich nicht erheben können? Diese Frage kann erst die Zukunft genügend beantworten. Einstweilen wollen wir hier feststellen haben, daß selbst das Operettenpublicum kein rechtes Gefallen mehr an dem nur „Pitantes“ findet und daß eine gute echt deutsche komische Oper oder Operette des günstigsten Erfolges sicher sein kann.

S. Ehrlich.

Sentenzen-Aehrenlese.

(Aus Nouvelles sur de vieux thesmes von André Vertbet.)

Die Leidenschaften sind für das Leben, was der Docht für das Licht ist; es brennt um so schneller herab, je dicker der Docht ist.

Wir haben vom Tode niemals etwas anderes gesehen, als den großen Schatten, den er auf uns wirft; wenn er ankommt, sind wir nicht mehr da.

Für unsere Pflichten haben wir mehr Kraft als Willen; für unsere Vergnügungen mehr Willen als Kraft.

Die Tugenden, die wir Männer von den Frauen fordern, sind nach unsern Fehlern zugeschnitten.

Eine Wage ist zum Wiegen gemacht, allein sie kann nicht dazu dienen, sich selbst zu wiegen.

Es ist besser, kleine Wahrheiten in unsern Gedankenkreis aufzunehmen, als große Möglichkeiten.

Die Liebe ist ein Problem, dessen Studium uns glücklicher macht, als dessen Lösung.

Die Bescheidenheit verbirgt sich, aber die Demuth zeigt sich; es fehlt also der Demuth an Bescheidenheit.

Der Kampf gegen Mißbräuche ist viel leichter, als der Kampf gegen Vorurtheile.

So lange unsere Täuschung dauert, das heißt uns ganz einnimmt, ist sie keine Täuschung; erst wenn sie uns verläßt, nennt sie ihren Namen.

Manche Menschen sterben arm, welche wenige Jahre früher reich gestorben wären; andere haben die Gelegenheit verpaßt, als ehrliche oder als geistreiche Menschen zu sterben und geben dadurch den Beweis, daß sie weder ehrlich noch geistreich waren. Darum hatten die Alten wol Recht, die jung Sterbenden „Lieblinge der Götter“ zu nennen, da ihnen die Probe eines langen Lebens erspart bleibt. Meta Wellmer.

Unsere Illustrationen.

Geförte Freundschaft. (Von Carl Sohn jr.) Es sind gute Freunde sonst und treue Spielgenossen, das niedliche Mädchen und der schöne rosenfarbene Katakab; aber heute herrscht eine Art Entfremdung zwischen ihnen, ja, um es gerade heraus zu sagen — sie betrachten einander mit einer Art argwöhnischen Mißtrauens! Freund Jocko ist es zu sehr gewöhnt, von seiner kleinen Freundin liebevoll bedacht zu werden, wenn es süße Früchte zu schmausen gibt, als daß er sein ärgerliches Befremden über die Art und Weise, wie sie heute die Schale mit den guten Sachen an ihm vorüber trägt, ganz zu unterdrücken vermöchte. So marschirt er denn, verbrießlich krächzend und die Fruchtschale mit mißtrauendem Auge verfolgend, neben der kleinen Freundin her — während diese, wenig erfreut über diese zudringliche Eskorte, von der Besorgnis gequält wird, der etwas selbstthätige gefiederte Freund werde es sich (wie schon oft) einfallen lassen, seinen Krummschnabel in ihr Kleid einzuhaken und sich an demselben in die Höhe zu ziehen, um den begehrten Früchten ein wenig näher zu kommen. Und das ginge doch heute nicht an, wo sie zu Ehren des Festtages das neue Prachtgewand von Seidenbrokat tragen darf! Durchaus nicht! Wie leicht könnte er's ruiniren! Und den Appetit auf die Früchte muß Freund Jocko sich für jetzt auch vergehen lassen; sind sie doch für die Festtafel bestimmt und viel zu kostbar für den Rächer. Darum versucht sie auch an dem Begehrlichen schnelleren Schrittes vorbeizukommen, und der besorgte Blick, der den verstimmten Freund mit dem rothen Federbusch streift, besagt mit unangenehmer Deutlichkeit: „Drei Schritt vom Leibe heut, lieber Jocko!“ und „Nicht jede Frucht ist für jeden Schnabel gewachsen!“

Und Jocko's zorniges Krächzen, was besagt dieses? Wol kaum etwas anderes, als die alte, oft gehörte Klage: „Der hätte das von ihr gedacht! — Da verlaße sich einer noch auf die Mädchen!“ — Ja, ja, so geht's!

Zwei Castilianerinnen. Gemälde von Llobera. Die Damen von Sevilla mit Fächer und Mantilla erfreuen sich bei den heutigen spanischen Malern, den Nachfolgern Fortunys, einer so großen Beliebtheit, wie seit den Anfängen der romantischen Schule bei den deutschen und französischen Poeten. Zwei besonders charakteristische Typen dieser sevillanischen Schönen malte Llobera in den beiden Gestalten, welche unsere Holzsnitte zeigen. Beide gehören — wir möchten darauf schwören! — nicht zur Gattung der allerjohlibesten und untadeligsten Frauen und Mädchen der Gesellschaft jener Stadt der Schönheit und der Liebe am sanftströmenden Guadalquivir. Die Eine ist eine echte Schwester Carmen's; die Andere mag auf der ge-

selltschaftlichen Stufenleiter ein paar Sprossen höher stehen. Ob auf der des Moralischen, erscheint mindestens zweifelhaft. Sevillanische Mädchen gestalten, wie die Erstere, in so fest bewegter Stellung, Schultern, Taille und Hüften mit diesem Chic in den großblumigen, halbseidenen, langbefranzten Shawl drapirt, haben wir auch in Deutschland auftreten gesehen mit der Gesellschaft der spanischen Säger und Tänzer, der „Estudiantiza“, die sich bei uns keines jenen ähnlichen Beifalls zu erfreuen hatte, der ihr in Paris zu Theil geworden war. Mit dem Ausdruck eines gar nicht ernst gemeinten Hochmuthes, einer schnippischen Verachtung in den Zügen, auf den Lippen, in den niederblickenden Augen des bräunlichen Gesichtes wirft sie den Kopf in den Nacken und gibt sich das Air, als sähe sie voll Hohn auf ein sich vor ihr im Staube windendes Opfer ihrer Schönheit herab. Der Wurf der Schleppe ihres lichten Kleides läßt es erkennen, daß sie sich zum Gehen wenden will, um dem armen unglücklich liebenden Verehrer im nächsten Augenblick den Rücken zu kehren.

Die andere „schöne Dame der feineren Welt“ thut das zwar bereits, aber während sie zierlich und leichten Fußes dahin geht, mag sie es doch nicht lassen, das reizende blonde Gesicht über dessen Gelock sie die weiße Spitzenmantilla geworfen hat, nochmals halb links zurückwenden mit einem Lächeln des Mundes und der großen süßen Augen, welches auch eines trostigen festen Herzens Widerstandskraft wie weiches Wachs zu schmelzen vermöchte. Sie unterstützt diese stumme Sprache durch die, für den Kundigen nicht weniger verständliche, deren Zeichen die verschobenen Stellungen und Bewegungen des Fächers bilden. Und Augen und Fächer sprechen es vernehmlich genug aus: „Wage nur, Dich zu erdreissen!“ Ja, schlägt der von ihrer Schönheit Geblendete und Verwirrte selbst den Blick beschämt zu Boden, so daß er so holde Botschaft nicht von dem lieblichen Gesicht ablesen könnte, so mag er dort aus der nicht minder bereiten Fußspitze dieselbe frohe Botschaft entziffern: „Suivez-moi, jeune homme!“ Die stehende Bitte jenes Leidensgefährten, welcher Jenen sowohl als Martin Röber so schmelzende eindrucksvolle Klänge geliebt haben — „Schönes Mädchen von Sevilla, laß Dein kleines Füßchen sehen!“ — bleibt diesem Glücklichen erspart. L. P.

Mode-Notizen.

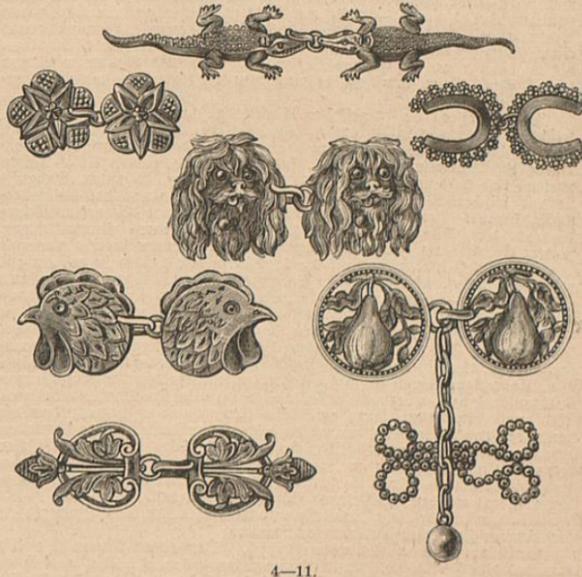
Lange bevor der Frühling mit seinen duft- und farbenreichen Kindern Einzug gehalten, hat uns die Mode, voraussehend, mit deren kunstreichen Imitationen übersättigt. Eine erstaunliche Fülle und Mannigfaltigkeit an Blüten, Blumen, Knospen und Gräsern präsentirt sich uns in den Magazinen, zu Fuß und Zweigen, Ranken, Gewinden und Kränzchen zusammengestellt, die sämmtlich dem Schmuck der Hüte dienen sollen, vom Spizenhut der demi-saison an bis zum zarten Product des Hochsommers. Mit Vorliebe hat diesmal die Mode unter der früher vernachlässigten Feld- und Wiesflora Lese gehalten; der Klee in seinen mannigfaltigen Spielarten, sammt den ihm verwandten Lippenblüthlern, sodann die intensiv gerötheten Wiesentausendfüßchen, die farbenzarten und feinbehaarten Feldbergweiden, feinschneidige Gricen, Wehren, Gräser überraschen uns durch wunderbar treue Nachbildung der Natur und ziehen Aller Augen auf sich. So ist „die Blume“ à l'ordre du jour placirt, und der Umstand, daß die graziosen Gewinde sich jeder Hutform anpassen lassen, sichert ihnen um so gewisser die Gunst des Damenpublicums. Eine weitere Nachbildung der Natur entwickelt die Mode in farbenprangenden Faltern, leuchtenden Käfern, zarten Libellen, metallisch glänzenden, winzigen Vögeln, welche die Blüthenstüß umgaukeln, so lebenswahr, als seien sie aus der geheimnißvollen Werkstatt der Natur selbst hervorgegangen. Die prüfende Hand muß in der That sich oft erst überzeugen, daß auch hier nur die Kunst gewaltet hat. Diefelbe Vollendung der Technik weisen zahlreiche andere modische Producte auf, ohne indessen sonderlich mehr als den vorübergehenden Zoll der Bewunderung einzuernten. So sehr beispielsweise unsere Referirten den Champignon als feinstwürzige Speisetzucht schätzen mögen, von ihrem guten Geschmack setzen wir voraus, daß er Bedenken tragen werde, die naturgetreue Imitation dieses interessanten Bratpilzes in das zarte Gelock eines jugendlichen Köpfchens zu placiren. Begnügen wir uns, ihm die Anerkennung für die Nuance „champignon“ dazubringen — jene schöne warme Farbennüance, die den Sieg über das kalte Grau und das so wenig kleidbare steile triumphirend davongetragen hat. Champignonfarbene Strohhüte oder gleichfarbige Stoffhüte sind demnach der jüngste Ausdruck der Mode, der sich ohne Einschränkung auf das ganze große Contingent der Hutformen erstreckt. Capote-, Stuart-, Medicis-, Welsch-, Gretchen-, Schutzenhacon, runde Hüte in Käppiform, Cylinderhacon, Hüte mit ziemlich hochstrebender Krempe bilden das bunte Durcheinander des Saisonableaus. Vorzugsweise werden allerdings die zierlichen Capotehütchen getragen, doch finden auch die Schutzenhacon, deren Krempe inzwischen bescheidenere Dimensionen angenommen haben, zahlreiche Liebhaberinnen. Jugendliehe Damen nehmen sich überdies in den ganz aus feinen Blüten zusammengelegten Krempe sehr zierlich aus. Eine Thatsache übrigens darf nicht unerwähnt bleiben: die runden Hüte, von den Parisern mit genre masculin bezeichnet, werden ganz horizontal aufgesetzt, selbst die haute nouveauté, die Käppiform, ist nicht berechtigt, die Stirn frei zu zeigen. Abb. Nr. 1 zeigt diese neueste originelle Errungenschaft, die von den Modistinnen mit wahrem Eifer ausbeutet und in Stroh mit Federstuf, mit Blumen, aus Stoff und Spitze, aus Hausschnur und Lise zc. gefertigt wird. Champignon-

farbene Hüte belebt man übrigens gern mit discret verwendeter Goldborste, mit braunem Sammet, sowie mit bunten Vögeln und gewähren hierfür die großkrempe Hüte eine besonders geeignete Folie (Abb. Nr. 2). Eine hübsche Eigenart der Jetztzeit zeigt Abb. Nr. 3 in den verschleierte Arrangements der Hüte. Changerender Tüll, blau und



roth, braun und blau, schwarz und roth, selbst irisirender Tüll wird neben dem einfarbigen schwarzen, weißen, blauen oder rothen Seidengewebe dazu gewählt. Für das Genre changeant hat die Mode überhaupt den Beglaubigungsschein ausgestellt. Nicht nur die Stoffe, von denen wir früher bereits berichteten, sondern Wänder in Taft, Glacé, zu Schleifen für Hüte und Costüme und zu letzterem Zweck genau den Alpaca- und Mohairstoffen, den Zephyr- und Cretonnengeweben in den Farben assortirt, gedeihen im Chantageant.

Bei der allgemeinen Gunst, in der die Taillengarnituren à la Mollère, die „Flottants“, Einfaßttheile und Plastrons stehen, sind die Knöpfe bedeutend in ihrer Anwendung in den Hintergrund gedrängt. Sie haben den Agraffen den Platz räumen müssen, die nun in den erdenklichsten Formen, Gebilden und Motiven einen ganz beträchtlichen Antheil an unserer Toilette haben. In größerem Format rangiren sie zu den Umhängen und Mänteln, klein aber zierlich und in den Motiven discret, aus Perlmutter, irisirtem Gestein oder Metall, geschnittenem Holz, ja selbst aus Edelstein in edler Fassung, bilden sie einen recht graziosen Tüllenschmuck. Zwei als Agraffen hübsch gefasste Amethyste dürfen in ebenso anmuthiger wie kleidamer Form zum Schluß des cool militaire dienen, denn hochstehender Kragen, oft mit Anfaß als Umlegekrage, ist immer noch strenge Vorschrift. Außer der Schlußagraffe am Halse aber finden noch zwei oder drei Agraffen im Tüllenschluß, unter der Brust beginnend, ihren Platz, um das



selbst scheinbar die Stofffülle der Faltengarnitur zusammenzuhalten. Die Abb. Nr. 4-11 zeigen verschiedene derartige Agraffen in halber Originalgröße, die den eben genannten Zwecken dienen. Bezugsquellen für Hüte: Geschwister Zanin, Berlin, Leipzigerstr. 134; für Agraffen, Passementieren: Gebr. Levy, Berlin, Marktgrafenstr. 41.

Kleines Präludium.

Von H. Ehrlich.

Langsam, nicht schleppend, mit Empfindung.

Musical score for piano with two staves. It includes notes, rests, and dynamic markings like p, mf, f, decresc., and ped. The tempo is marked 'Langsam, nicht schleppend, mit Empfindung.' The piece is numbered 72-76.

